

Zum dichterischen Werk von Franz Josef Noflaner.

Nachwort des Herausgebers. Band I.¹

Woher kommt die eigenwillige und ganz und gar außerhalb ihrer Zeit stehende Poesie Franz Josef Noflaners (1904-1989), dieses Resultat eines Aufbäumens in Begriffen und Sprachklängen gegen die Erschütterungen eines ganzen Jahrhunderts? Was veranlasste einen von Brotberufen Abhängigen – allen Widrigkeiten zum Trotz und über alle autodidaktischen Barrieren und falschen Verheißungen hinweg –, sich zuerst einer Karriere als Dichter und dann einer solchen als Maler zu verschreiben (siehe dazu Band II). Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes und vor allem die Biografie des Autors liefern provisorische Hinweise, sie lesen sich wie der desperate Versuch einer geistigen Existenzbewältigung.

Als Franz Josef Noflaner mit dem Schreiben anfang, erlebte eine ganze Generation samt ihrer Bildungsschicht eine Zeit babylonischer Sprachverwirrung zwischen dem Deutschtum als Bezugspunkt nördlich des Brenners und der allgemeinen Resignation und Lähmung durch Annexion und Faschismus. Und für die deutschsprachige Jugend im Land war der Faschismus eine Erziehung, damit sie 1939 und 1943, je weniger und je schlechter sie dann Deutsch sprach, umso mehr bereit war für Hitler. Auch was dann folgte, nach 1945, war eine absolute Notstandssituation, ein Klima geistiger Sterilität und Isolation für Literatur und Kunst und generell für das kulturelle Leben.

Mit seinem Bemühen um Anbindung und Identität betrat Noflaner also ein Niemandsland zwischen literarischer Unbedarftheit und dem Problem der Sprache in einem Raum ohne Einheit. Die kulturelle und sprachliche Orientierung in seiner Familie war deutsch, der gesellschaftliche Lebensalltag aber ein Nebeneinander mit dem regional geprägten Kulturraum Ladinien. Am Ursprung stand – ziemlich außergewöhnlich für seine Herkunft – ein bewusstes Eintauchen, ein Aneignen der deutschen Sprachkultur und Dichtung als geistiges Domizil in einer lange noch primär bäuerlichen Welt im Tal in den Bergen. Dennoch wird Noflaner mit seiner Daseinsbestimmung als Schriftsteller dort, wo er geboren ist, ein Leben lang ansässig bleiben: in St. Ulrich, Pescosta 1.

Wie eine Kompensation mangelnder bildungsbürgerlicher Wurzeln und gebunden durch Herkunft, Land, Region war er von der deutschen literarischen Tradition hypnotisiert. Er absorbierte früh lyrische Muster, Tonfälle und Attitüden. Leidenschaftlich vertiefte er sich zuerst in die Weimarer Klassik, in Hölderlin, in die Werke der Romantiker und des Realismus, er beschäftigte sich mit Georg Büchner, Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Hermann Hesse, und von der Landschaft der deutschen Dichtung im Umfeld der zwei großen Kriege verschaffte er sich ein ausreichend klares Bild, was sich später in subtilen Spuren, etwa von Rilke und Trakl niederschlug.

Aufgestachelt vom Antrieb Dichter zu werden, bezahlte er allerdings seine Ambitionen ziemlich bald mit der Rolle eines abgewiesenen Außenseiters, wie es die Korrespondenz mit Verlegern aus den ersten 1930er-Jahren belegt. Als Fünfundzwanzigjähriger holte er sich mit den Briefen an zahlreiche

¹ Der Text folgt – geringfügig korrigiert und angepasst – dem Nachwort der Werkausgabe: *Franz Josef Noflaner, Dichter Worte. Gedichte, Prosa, Briefe*, Band I., Innsbruck: Haymon Verlag 2016, S. 227-233.

renommierte Verlage und Literaturzeitschriften in Berlin, Wien, München, Leipzig die erste Positionsbestimmung als Fremder im eigenen Land im Exil zur falschen Zeit. So gesehen taugt diese Biografie ausgezeichnet als Illustration für eine heldenhafte Selbstbehauptung durch Scheitern im Krähwinkelal. Aber ist die Rolle des verkannten Schriftstellers nicht ein alter Hut, eine Marotte, die geeignet ist, seine eigentliche und ganz anders geartete Autorität dauerhaft zu verschleiern? Manches spricht dafür, dass es so ist, jedenfalls bisher.

Den Lebenslauf von Franz Josef Noflaner als Demonstration einer solchen Pose zu deuten trägt nicht weit genug, obwohl die Bemühungen als Schriftsteller registriert zu werden militant missglückt sind. Die Rückbindung des Schreibens an die eigene Biografie verleitet dazu, sie als Ersatzhandlung zu deuten, die sich wie eine Folie über das handschriftliche Gekritzel und die vielen Tausend Seiten seiner maschinengeschriebenen poetischen Recherche gelegt hat, um der Nachwelt zu ersparen, auch den materiell darauf angesammelten Staub zu entfernen. Was es darunter freizulegen gibt, nachdem man sich die Finger schmutzig gemacht hat, ist das weit über seine Zeit hinausweisende Opus einer Krisenerfahrung der modernen Welt.

Nach seinen literarischen Anfängen nützt Noflaner die Schriftstellerei und Poesie, sich mit Grundfragen der menschlichen Existenz zu beschäftigen. Die Notwendigkeit, ein theoretisches Programm für sein Unterfangen zu entwickeln, plagte ihn nur im Grundsätzlichen, es sind die Markierungen der literarischen Tradition, die Vorbilder und Meister, die Spuren und Stempel hinterlassen. Vor dem Hintergrund der politischen Ereignisse spielte die Frage nach der Raumbindung eine ambivalente Rolle und der Verdacht auf Glorifizierung des Deutschtums ist nicht ganz von der Hand zu weisen. 1931 beantwortet er sich in einem Essay die Frage *Hat das lyrische Gedicht heute noch Lebenswert?* mit einer Selbstermutigung, die ihn sein Leben lang beflügeln wird:

Man muss nicht meinen, dass die Lyrik ausstirbt; aber man darf der Hoffnung sein, dass die Verleger aussterben, die die Lyrik zur Schande verbannen wollen. [...] Darum Schluss mit der Lüge von der Unzulänglichkeit der Lyrik, weil sie hauptsächlich deutsches Wesen widerspiegelt. [...] Lyrik will gekonnt und nicht gekünstelt sein; sie will aus hinreissender Empfindung zur ewiglich giltigen Form aufquellen aus den Strömungen einer begabten Seele; sie muss ferner eine Kunst der angewandten Sprache sein, um verdeckte Inhalte zur offenbarenden Erscheinung zu verweben.

Damit berührte Noflaner unvermutet ein Grundproblem, das auf Jahrzehnte die deutsche Literatur nach 1945 markiert hat: das einzigartige Dilemma in der Frage nach ihrer gesellschaftlichen Aufgabe und politischen Verantwortung und der Widerstreit zwischen Traditionalismus und radikaler Erneuerung. Während für den literarischen Neubeginn nördlich des Brenners die Tragfähigkeit der Poesie mit Zweifeln und Enttäuschungen behaftet und Sprachkritik das angesagte Mittel war, setzte Noflaner den eingeschlagenen Weg ohne bemerkenswerte Korrekturen fort. Die Bindung an die deutsche Sprachkultur blieb unbeschädigt, so wie das poetische Sprechen in gebundener Form, durch das sich Noflaner von den verschiedenen Tendenzen der Formaflösung und Sprachreflexion abgrenzt. Literatur bedeutete ihm nach wie vor Hinführung zu gediegener Sprachbeherrschung, zu

Eduktion und Geistesbildung inmitten der Provinz, im Kontrast zu den politischen Akzenten im Nachkriegsdeutschland mit „Re-Education“ und Demokratisierung der Gesellschaft durch Literatur.

Ein Vergleich mit den Szenarien der deutschen Literatur nach 1945 drängt sich auf. Bei Noflaner gibt es keine Berührungspunkte zur Sache der Kriegsheimkehrer, zum Sammelbecken der Ausgestoßenen und zu den Themen und Stoffen der Trümmerliteratur der jüngeren Autorengeneration. Er passt eher in die um 1945 ältere Generation, konservativ und formbewusst, elegisch und auf ein geistiges Weltbild hin orientiert, das im Widerspruch steht zum „Geist der Zeit“. Das Neue der 1950er- und 1960er-Jahre lag in einer experimentellen Erneuerung der Sprache und in den Erfahrungen einer neuen Sachlichkeit mit den verschiedenen Spielformen von Sprachkritik und Realismus. Den Verzicht auf jeglichen Sprachklang und die offensive Anti-Poesie gegen eine behauptete Nachbarschaft von Ästhetizismus und Barbarei teilt Noflaner nicht. Im Gegenteil.

DER BESSERE TROST

Was ist modern;
und was ist alter Stil?
SÜß schläft der Kern
wenn bitter das Gefühl.

Mach dir zum Herrn
kein höllisches Profil!
Entdeck' den Stern -
und leuchten wird das Ziel.

Von Anfang an
mußt du ein Wesen sein
bei Grund und Plan!

Entledige der Pein
dich im Gedicht
von Phantasie und Licht.

Auf schnellem Pferd

Von seiner Spur
weiß jeder ein Gedicht...
Ich dichte nur
weil sich das Wort so spricht.

Und singe nur
weil sich das Lied so klingt
durch Wald und Flur
wo Reh und Gemse springt.

Den müden Mann
durchwühle Jugendsinn.
Wer lieben kann
dem wird es zum Gewinn.

Die Wirklichkeit
wird manchem zum Geschick.
Den Ernst der Zeit
regiert der Augenblick.

Den Traum der Nacht
bestimmt die Illusion...
Ich bin erwacht -
und sehe Sterne schon.

Wie wunderbar
sich die Geschichte mischt
bis All und Ich
in einem Hui verwischt.

Der literarische Nachlass legt nahe, dass auch für Noflaner die 1950er- und 1960er-Jahre die produktivste Zeit waren, in welcher er zudem sein poetisches Instrumentarium verfeinerte und epigonale Elemente zurückließ. Hier zeigt sich, worin möglicherweise die besonders relevante und bemerkenswerte Eigenleistung in diesem Werk liegt: das Denken in Bildern forcieren, Dinge und Erfahrungen aus der Lebenswelt in ein poetisches Werkzeug umwandeln, um damit den begrifflich festgelegten Inhalten eine stimmungshafte und zugleich imaginär erweiterte Bedeutung einzuhauchen. Dinge aus dem Inventar der realen Lebenswelt wie *Sonne, Sterne, Rose, Feld, Wiese, Nebel, Wolken, Schlange* u. s. w. sind hier nicht nur Träger von Worten und Zeichen, sie sind auch Sachen, die neue oder altbekannte Bedeutungen annehmen können und so als ein Teil in einem größeren Ganzen fungieren, das man als Gesamtbild des Daseins identifizieren muss. Was Noflaner rigoros vermeidet, sind Bilder zum Zweck eines elaborierten Redeschmucks oder einer bloß ästhetischen Geistreichelei. Hingegen arbeitet er an einem gezielten Einsatz des metaphorischen Sprechens, an einer Daseinsmetaphorik und Erfassung sinnhafter Zusammenhänge zur geistigen

Bewältigung der Existenz: die Wirklichkeit auf Distanz halten, ihren Schrecken verarbeiten, das vermeintlich Bekannte aber Verdrängte oder Hinfällige vergegenwärtigen und den Absolutismus der Wirklichkeit relativieren.

Das ist gewiss keine neue poetische Erfindung, die Wirklichkeit geistig bewältigen oder sich Entlastung verschaffen, den Tod oder das unverdiente Glück als etwas dem Menschen nicht Zustehendes entlarven, sie zugleich aber zeitlebens erfolgreich abgewehrt zu haben. Interessant sind die Kontraste und Affinitäten, in die dieses Werk in Bezug auf seine Zeit und auf unsere Gegenwart verstrickt ist.

Der Lyrik und Prosa von Franz Josef Noflaner ist das dominant Erlebnishaftes weitgehend fremd, öfter ist sie intellektualistisch und sentenzenhaft oder belehrend, oft auch gespeist aus Brechungen zwischen Ironie und Stimmung, zwischen Stil oder Inhalt. Noflaner meidet alles Antipoetische, das er für ein Symptom des Verlusts und der Negation der Kunst hält, und er webt an einem Geflecht aus schönem Klang, gepaart mit einer mangelnden existenziellen Behaglichkeit. Demnach sind seine Sinngedichte höchst ambivalent. Sie stehen in einer Spannung zwischen dem hohen dichterischen Ton und der Erfahrung eines diskreditierten und unzulänglichen Kunstanspruchs, zwischen dem geformten Sprachklang und dem Portrait einer archaischen Gesellschaft als Gegenwelt zum Fortschrittsrausch inmitten einer von Zerfall und Erosion des Kollektiven geprägten Gesellschaft.

Ein wiederkehrendes Leitmotiv für die Sinnentleerung der modernen Gesellschaft ist das *Nichts*. Allerdings steht es nicht affirmativ für eine Auflösung der Werte im Nihilismus, sondern für die Hinfälligkeit des Gestalteten und Kollektiven, bedroht durch Modernitätssucht und Chaos der Alltagswelt, und für das Krisenerlebnis der eigenen Epoche. Nicht weniger beharrlich durchzieht das Sinnbild einer emblematischen Endlichkeit und Unendlichkeit der Zeit die Geschehnisse der Hauptfiguren. Sie sind Mahnmal gegen die menschliche Blindheit und eigene Vergänglichkeit, das Memento mori einer dem Menschen zugemuteten Besonnenheit.

Was Noflaner dem entgegensetzt, ist eine Gegenwelt, ein Repertoire an archaischen Bildern, eine Vielfalt von Erscheinungen: poetische Imaginationen, Botschaften, Episoden und archetypische Szenen. Die Verflechtung von erlebten Abenteuern, Romanzen, Geschehnissen mit Erinnerungen an Menschen, Dinge, Tiere, Pflanzen verwandeln sich in eine Wunschmaschine, in eine Welt voller Überschneidungen und Transformationen. Poesie erweist sich hier als Laboratorium einer zeitlosen, vormodernen Anthropologie, und die Realität ist der Lieferant von Emblemen oder Stillleben, von impliziten Metaphern, von Portraits und von Dingen in ihrem Zerfall.

Für die Herausgabe dieser Werkedition beinahe drei Jahrzehnte nach dem Tod des Autors finden sich inzwischen leicht Antworten auf die Frage nach den Ursachen dieser Unterlassung, denn es handelt sich um Ursachen und nicht um Gründe. Dieses Werk ist kein Ereignis willkürlicher Verdrängung. Viel eher erweist es sich in seiner Verbundenheit mit früheren Überlieferungen als ein Demonstrationsobjekt zeitlos gültiger Sinnfiguren, das in einem akuten Kontrast zu seiner zeitgenössischen Welt stand. Es lassen sich Parallelen finden zwischen der darin gespiegelten Lebenswelt Noflaners und jener aus vormodernen, antiken Überlieferungen: der Wandel der Zeiten, der Drang, das in zwei Kriegen erlebte Panorama aus Nichtigkeit und Chaos unter Kontrolle, vielleicht zum Verschwinden zu bringen, es zu ordnen durch Versmelodie, poetischen Klang und Bildsymbolik.

Anthropologische Einsichten und ethnologische Blicke entziehen sich dem Zeitgenössischen und erinnern an alte Vegetationskulte. Die erschöpften Lebensgeister lassen eine Nähe zum sogenannten Primitiven anklingen, wie man es von Picasso oder von der expressionistischen Bewegung her kennt oder auch von Gottfried Benn mit der provokanten Verflüchtigung des Individuellen. Im Lauf der Zeit erweitert Noflaner dieses Flechtwerk aus Emblemen über *Leben, Tod, Zeit, Mensch, Tier, Berg, das Nichts*, auf Elemente wie *Kopf* und *Hand* als Verdinglichung und Fragmentierung des Menschen. Die Dialektik zwischen Wirklichkeitsverzicht und Zivilisationskritik auf Kosten der „Daseinsnarren“ wird zur vielleicht grundlegenden Konstante in diesem Werk. Und später tauchen in seinen gemalten und gezeichneten Bildwelten weitere Insignien der Zivilisation auf: *Autobahn, Flugzeug, Technik, Psychoanalyse, Raumfahrt*.

Um nichts und viel

Ich sah die Sterne
auf der Wiese bleichen...
Der Morgen kam
mit seinen Flammenzeichen.

Frost war mir in
das Kniegelenk gefahren;
Haß zog mich fort
bei ungekämmten Haaren.

Genommen hatte
sich der Tod zum Bräutchen
das stolze Glück!
Toll trieben es die Leutchen.

Unsterblichkeit,
du bist die geile Metze;
doch nicht das Glück
im Taumel seiner Schätze.

Dem schwarzen Mann
mit den verdorrten Flügeln
war schlecht der Steiß
und kaum der Kopf zu prüfeln.

Wie er es trieb,
ihm war nicht beizukommen!
Ich ward im Streit
von manchem Schlag benommen.

Lebendigsein,
das war mein Abenteuer;
doch - ohne Glück -
mir schien das ungeheuer.

Den Frieden soll
ich mit dem Tode schließen;
und für das Glück -
was zahlt er für Devisen?

BESINNLICHER WALD

Hoch schlägt die Sonne
an den Mittagsrand.
Die grauen Berge
ragen in die Sphären.
Das Tal ist frei
von jeder Wolkenwand.
Wer kann sich diese
Gegenwart erklären?

Mein Schritt geht fließend
durch die Einsamkeit;
und Stimmen schwirren...
"Herz, bist du bereit?"
"Gib auf das Irren,
koste Seligkeit!
Das muß dem Knäuel
jeder Qual entwirren!"

GAR KALTES BLUT

Noch eine Weile
eisig mal eisig;
noch eine Weile
bitter mal hart.

Kugel dem Köpfchen
oder Gelingen;
Weltgeltung oder
herbstliches Grab.

Wie sich die Götter
machen zu Häschern!
Wie sich die Windsbraut
wölbt zum Geschick

ragenden Tempels,
stürzender Säulen,
krachender Trümmer...
Stille und Tod.

Eine aktuelle Triftigkeit bezieht dieses Werk heute aus einer hypothetischen Antizipation nachmoderner Bewusstseinsinhalte (oder sind es nur frühmoderne Repliken auf den Nihilismus?), die das Allgemeine über das Individuelle erheben und dabei sind das lyrische Ich zu liquidieren. Es wächst nicht nur die Entfremdung zwischen den lyrischen oder epischen Sprechern und dem Ich des

Autors bei einer unübersehbaren existenziellen und geistigen Emigration. Die Rolle des Subjekts ist ausgefranst, die Figuren durchleben bewusstseinsmäßig heterogene innere Identitäten und bewohnen eine Welt von Metamorphosen. Herkömmliche Grenzen zwischen vegetativ, organisch, human oder faunisch werden durchlässig und es herrscht eine Ganzheit aus Naturerscheinung und Menschenreich.

Das obsessive Verlangen Noflaners nach einem Sinn in den Erscheinungen, um diesen im Sprachklang als zeitlose Sinnfiguren abzulegen, gleicht einem Orakelspruch, demzufolge von den Verheißungen der Menschen kein Heil zu erwarten ist. Nicht selten erweist sich die Skepsis gegenüber dem Fortschritt als das Bewusstsein dessen, was vorhergegangen ist und nachfolgen wird. Es ist wie eine Zeitüberlegenheit durch den Verzicht auf Aktualität, eine Rechtfertigung des Seins und des Lebens über den Horizont des vom Menschen verursachten Chaos hinaus. Oder ist es ein in jede Existenz eingeschriebenes Chaos als Scheitern, das zu zähmen bereits Sisyphe angetreten war und das sich im Bewusstsein vom Sinn des Daseins ohne Hoffnung noch einmal konkretisiert?

Darauf bezieht sich die These von diesem Werk als Dokument einer geistigen Daseinsbewältigung, das heute vielleicht zu bewegen vermag. Auf den wenigen Reisen, etwa nach Paris, Florenz, Berlin, hat Franz Josef Noflaner im Schnelldurchlauf Impressionen von der anderen Welt aufgesogen und sie zu seinen eigenen Inspirationen absichtsvoll auf Distanz gehalten, sodass keine Kompromittierung des Außenseitertums und keine Annäherung an eine Ankerstelle drohte. Höchstens visuelle Zugriffe oder Aha-Erlebnisse aus dem Chaos-Repertoire; ansonsten lange Jahre in asketischer Selbstgenügsamkeit und für einige wenige Freunde Leitfigur eines avancierten Nonkonformismus. Die Anerkennung ließ lange auf sich warten, ... bis auf die Nachrufe auf seinen Tod. Und von spätem Ruhm ist auch hier nicht zu reden, vielleicht auch nur wieder von einer Eintragung in den Kanon einer irrelevanten Minorität.

Markus Klammer